

Rezension zu: Susanne Günthner / Dagmar Hüpper / Constanze Spieß (Hgg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin / Boston: de Gruyter 2012

Birte Arendt / Christina Gansel

Der Zusammenhang von Sprache und Geschlecht als einer omnirelevanten Basis-kategorie (Garfinkel 1967) der Gesellschaft bildet einen wichtigen Baustein linguistischer Forschung. Moderne konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze verweisen darüber hinaus explizit auf die diskursive und mithin sprachliche Dimension bei der Etablierung und Wirkung von Geschlecht. Im Gegensatz zu dieser expliziten Relevantsetzung von Sprache und Sprachgebrauch steht die Marginalisierung genderlinguistischer Forschung. Nach einer intensiven Beforschung in den 70er-90er Jahren ist die Forschungsarbeit in einem Bereich, der die Zusammenhänge von Geschlecht und Sprache untersucht, merklich rückläufig. Sich mit Sprache und Geschlecht zu befassen, scheint out zu sein. Auch in studentischen Kontexten scheint kaum Interesse an dem Thema zu bestehen: so wenden sich viele Studierende in Seminaren explizit gegen Ansätze der feministischen Sprachkritik und insbesondere dem sprachlichen Gendermainstreaming. Umso wichtiger erscheint der vorliegende Sammelband, der Ergebnisse der interdisziplinären Tagung "Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität" von 2008 in Münster präsentiert und dem Terminus "Genderlinguistik" ein klar konturiert sprachwissenschaftliches Profil verleihen soll.

Der 2012 erschienene Sammelband möchte eine Bestandsaufnahme der Genderlinguistik bieten und dabei insbesondere aktuelle Fragen und Perspektiven zur sprachlichen Konstruktion von Gender in unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft diskutieren, wobei insbesondere Wissenschaft, Massenmedien und interpersonelle Interaktionen in den Blick geraten. Der Band ist weiterhin motiviert durch "auffällige Diskrepanzen bzgl. der Geschlechterkonstellationen", denen im Alltag begegnet wird, wie die Herausgeberinnen in ihrer Einleitung hervorheben. Und so wird der Prognose Luhmanns (1988), "dass moderne Gesellschaften weitgehend 'geschlechtsneutral' funktionieren" (1), das heute noch präsenste Dual der Geschlechterdifferenz entgegen gehalten. So einfach kann unseres Erachtens der Vorstellung von der Evolution einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft jedoch kaum begegnet werden. Die sich in modernen Gesellschaften ausdifferenzierenden funktionalen Bereiche sind durch spezifische Funktionen, Leistungen, symbolisch generalisierte Erfolgsmedien, binäre Codes oder Programme geprägt, die Sinnverarbeitungsregeln für Kommunikationen bereitstellen. Das Geschlecht gehört allerdings und sehr wohl nicht zu den in der Systemtheorie gefassten Sinnverarbeitungsregeln funktional ausdifferenzierter moderner gesellschaftlicher Teilbereiche. Diese Differenz weiterhin zu beleuchten und Geschlechtsdispositiven in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen nachzugehen, wie Constanze Spieß es wenigstens ansatzweise vorschlägt, wäre wünschenswert. In ihrem Beitrag verweist sie darauf, dass Medien einer bestimmten Logik der Aufmerksamkeitslenkung folgen, wenn sie Wirklichkeiten konstruieren (vgl. S.77) und so muss damit gerechnet werden, dass auch Genderkonstruktionen auf der Grundlage dieser Logik angelegt sind. Als interessant in dieser gesellschaftlich-funktionalen Hinsicht erweist sich der Beitrag von Elisa Franz und Susanne Günthner, die Dif-

ferenzen in der Konstruktion von Gender im Rahmen eines Speeddatings und dazwischen liegenden Pausengesprächen ausmachen. Sie gelangen zu der Erkenntnis, dass institutionelle Vorgaben die Aktivierung von Gender eher in den Hintergrund treten lassen und die Konstruktion von Gender durch kontextuelle Flexibilität und Dynamik charakterisiert sei (vgl. S.244). In dieser Perspektive bieten die in dem Band zusammengeführten Beiträge Anregungen zum Weiterdenken im Rahmen der Rolle von Genderkonstruktionen in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen und mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen und methodischen Zugriffen auf die Genderproblematik. Der Band kann somit in berechtigter Weise für sich in Anspruch nehmen, dass eine neue Phase der Genderforschung initiiert wird und an kultur- und literaturwissenschaftlich ausgerichtete Genderforschung angeschlossen wird. Über die feministische Sprachkritik, soziolinguistisch motivierte Forschungen zu männlichem und weiblichem Gesprächsverhalten sowie entsprechenden Gesprächsstilen und die Überwindung der Theorie der zwei Kulturen hinaus regt der Band Forschungen zur Konstruktion von Gender in linguistischer Perspektive an.

Zunächst bieten die Herausgeberinnen jedoch in ihrer Einleitung eine konzise Gegenstandsbestimmung, reflektieren philosophische, poststrukturalistische, ethnomethodologische, interaktionssoziologische oder linguistisch-pragmatische Ansätze und Hintergründe der Genderlinguistik und zeigen Entwicklungslinien der Genderlinguistik auf. Zentraler Diskussionspunkt ist in der Aufarbeitung des Forschungsstandes die Grundannahme der Konstruktivität und Unausweichlichkeit der gesellschaftlichen Geschlechterkonstruktion in Hinblick auf das biologische, soziale und kulturelle Geschlecht sowie die sozialen Praktiken der diskursiven Genderkonstruktion. Auf der Grundlage einer Verortung des Bandes bzw. genderlinguistischer Forschung im prozessorientierten de- und rekonstruktivistischen Paradigma (vgl. S.3) präsentiert die Einleitung die Prämisse, dass "in verschiedenen Kommunikationsbereichen und -situationen Geschlecht unterschiedlich performiert wird" (4). Als relevante Konzepte werden *doing*, *undoing* und *indexing gender* angerissen. Der "Ineinssetzung von Gender und Sex" (6) wie bei Butler oder Hirschauer setzen die Herausgeberinnen eine Ausdifferenzierung von Gender entgegen, indem sie a) den "menschlichen Körper als Materialität", b) "Gender als Konstruktion von Attributionen, Wahrnehmungen, Erwartungen, Verhalten" und c) die "sexuelle Orientierung, das sexuelle Begehren" differenzieren und im Zusammenspiel der genannten Momente die "diskursive Hervorbringung von Geschlecht" präzisiert sehen. Die auf die Biologie verweisende Materialität des menschlichen Körpers wird mit einer Attribution – "der immer auch schon kulturelles Artefakt darstellt" – in den Bereich der Kultur verwiesen. Wenn die Differenzierung ernst genommen und nicht nur die Kulturalität des menschlichen Körpers dominant gesetzt wird, stellt sich die Frage, welche Konkurrenzbeziehungen und Kooperationsmöglichkeiten für die Genderlinguistik im Sinne des Germanistentages von Marburg 2007 zwischen Natur- und Kulturwissenschaft gesehen werden. Zu fragen ist, ob die Genderlinguistik sich lediglich auf Debatten in der Linguistik (vgl. S.18) konzentrieren kann und wie naturwissenschaftliche Erkenntnisse z.B. der Biologie einzubeziehen oder erhellend sind.

Die drei aufgeführten sprachgebrauchsorientierten Perspektiven in der Genderforschung (Gesprächsforschung und Konversationsanalyse, Diskurslinguistik sowie Gender und Medien) spiegeln sich letztlich in den Beiträgen des Sammelban-

des wider und werden ergänzt durch Diskussionen zum Zusammenhang von Sprachsystem und Sprachgebrauch. Allerdings wird dabei deutlich, dass in der Linguistik derzeit prominente methodologische Ansätze den Ton angeben. Mit der Diskursanalyse verbindet sich zudem der Ansatz, dass journalistische Medien das Wissen der Gesellschaft repräsentieren und Wissen über die Medien erworben wird. In welchem Maße dies erfolgt, wird in den Beiträgen, die diesen Ansatz fokussieren, weniger reflektiert. Zudem böte sich hier eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit der kommunikationswissenschaftlichen Mediennutzungs- und Medienwirkungsforschung an.

15 deutschsprachige Artikel sowohl von etablierten als auch von NachwuchsforscherInnen befassen sich mit den folgenden vier Schwerpunktthemen

- (1) Theoretische Hintergründe und methodische Implikationen;
- (2) Geschlechter in medialen Zusammenhängen;
- (3) Geschlechter in der Interaktion und
- (4) Zum Zusammenhang von Sprachsystem und Sprachgebrauch.

Mit dieser Aufteilung werden theoretische Positionen, methodische Implikationen und empirische Ergebnisse miteinander verbunden.

In den nächsten Abschnitten werden die Beiträge der Gliederung des Sammelbandes folgend besprochen.

1. Theoretische Hintergründe und methodische Implikationen

Hildegard Macha erschließt mit dem sehr erhellenden Beitrag *Konstruktionen der Geschlechtsidentität – Widersprüche aktueller Sozialisationsprozesse* aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive die aktuellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Gleichbehandlung der Geschlechter. Die aufbereiteten empirischen Daten belegen sehr deutlich die Einsichten der Sozialisierungstheorie, dass Identität als "Konstruktion in Wechselwirkung zwischen Umwelt und Individuum" verstanden werden kann. Dies trifft gleichfalls für geschlechtstypische Identität zu. Die gezeichnete geschlechtstheoretische Perspektivierung von Identität betont zwei grundlegende Aspekte – "die subjektive Seite der Konstruktion von Geschlechtsidentität, das handelnde Ich" sowie "die Aneignung der sozialen Welt durch die geschlechtlichen Subjekte" (33). Beide Aspekte werden in neueren empirischen Befunden zur geschlechtstypischen Sozialisation in den Forschungsfeldern geschlechtsbezogene Sozialisation, Schule, Arbeitsmarkt, Führungspositionen in der Wirtschaft sowie Einkommensvergleich evident, die die Verfasserin in den Schritten Datenanalyse, Widersprüche und gesellschaftliche Analyse der Folgerungen für Frauen und Männer aufbereitet. Während sich die Einstellungen von Frauen und Männern zu Geschlechterrollen ändern, wird die Veränderungsbereitschaft durch gesellschaftliche Strukturen wenig gestützt, so die resümierende Erkenntnis der Verfasserin

Constanze Spieß möchte mit ihrem Beitrag *Linguistische Genderforschung und Diskurslinguistik. Theorie – Methode – Praxis* für die Genderlinguistik die linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault produktiv machen und sieht gerade in diskurssemantischen Ausprägungen der Diskurslinguistik die Möglichkeit, auf sprachliche Konstruktionsprozesse zuzugreifen und eine Verzahnung unterschiedlicher Genderkonzepte (*doing gender, indexing gender, performing gender*)

anzuregen. In ihrem deskriptiven diskurslinguistischen Modell fokussiert sie den Dispositivbegriff, der "in Hinblick auf Gender [...] der Erklärung des Zusammenhangs von institutionellen, gesellschaftlichen Faktoren und sprachlicher Konstruktion von Geschlecht" (64) dient. "Dispositive stellen also den Rahmen oder die Infrastruktur für die Produktion von Wissen dar" (65). Wenn davon die Rede ist, dass in Hinblick auf die Benennungen Karrierefrau und Karrieremann "Geschlechterkonstruktionen [...] im Rahmen von Genderdispositiven statt(finden)" (S.71), muss gleichfalls die Frage möglich sein, welche Dispositive der Aufmerksamkeitserregung und –steuerung durch die Medien selbst zu konstatieren sind. Welche Konstruktionen nehmen die unterschiedlichen Medien vor und warum und wie stehen diese Konstruktionen in Beziehung zu den empirischen Befunden von Hildegard Macha. Es ist schade, dass hier keine Beziehungen zwischen den Beiträgen hergestellt werden.

Heiko Motschenbachers Beitrag *Queere Linguistik. Theoretische und methodologische Überlegungen zu einer heteronormativitätskritischen Sprachwissenschaft* regt Verbindungen der Genderlinguistik mit der Queeren Linguistik an und möchte eine "queere sprachwissenschaftliche Debatte" befördern, indem er theoretische und methodologische Überlegungen zu einer heteronormativitätskritischen Sprachwissenschaft diskutiert. Es wird zudem skizziert, "wie queere Frageperspektiven in diversen sprachwissenschaftlichen Untersuchungsfeldern umgesetzt werden können" (103). In den Blick geraten dabei Soziolinguistik, Diskursanalyse, Historische Sprachwissenschaft, Kontrastive Linguistik, Semantik und Pragmatik mit der Fragestellung, in welcher Weise die linguistischen Disziplinen für eine "queere Sichtweise auf sprachliche Identitätskonstruktion" (115) ausgerüstet sind.

2. Geschlecht in medialen Zusammenhängen

Der Komplex "Geschlechter in medialen Zusammenhängen" wird von *Christine Domke* mit dem Beitrag *Love sells - Überlegungen zur (non)-verbalen Inszenierung von Paaren in aktuellen Werbespots* eröffnet. Ausgangspunkt der Darstellung der dichten Ergebnisse einer korpusgestützten Untersuchung ist – wenn man so will – im Sinne des von Constanze Spieß eingeführten Dispositivs von Werbung, nämlich "das Beworbene durch einen (emotionalen) Mehrwert für den Markt unterscheidbar" (zu) machen und Adressatenkreise adäquat anzusprechen. Der Rekurs auf die Semiotik von Liebesbeziehungen in der Werbung wird von der Verfasserin "mit der Relevanz dieser Codierungen erklärt" (129). Und so wird herausgestellt, dass auch Werbung das Konzept der romantischen, heterosexuellen Liebe fortwährend reproduziert. Die Verfasserin geht in vier Schritten vor. Zunächst wird Werbung als "strategischer Handlungstyp" (130) charakterisiert und gezeigt, in welchen Wechselwirkungen Werbung mit den "gesellschaftlich verankerten Ausdrucksformen" von Liebe gesehen werden kann. Anhand eines Korpus von 380 Werbespots der Jahre 2007 und 2008 werden sodann aktuelle Frauen- und Männerbilder in der Werbung ermittelt, um deren mögliche und zugelassene Rollen sowie deren Beziehungen zueinander und darin verankerte Funktionen zu reflektieren. Dabei werden für Liebesbeziehungen Phasenkategorisierungen zugrunde gelegt (Flirt und Liebeswerbung, junge Liebe, Partner- und Elternschaft, Partner im Alter), in denen Werbefrauen und Werbemännern bestimmte Rollen

zugewiesen werden. Die Ergebnisdiskussion der Korpusanalyse ist getragen von der Erkenntnis, dass von einer doppelten Inszenierung gesprochen werden kann, wenn Werbung auf Zeichen der Liebe zurückgreift und dabei die Liebescodierung auf der Grundlage eines eigenen Werbung-Dispositivs aber auch überformt. Das Korpus belegt für die Phase der jungen Liebe eine Aufweichung traditioneller Rollenzuweisungen, indem nicht die Differenzen, sondern gemeinsamer Lifestyle, Individualität und Konsumorientierung des Paares fokussiert werden. Durchgängig gelingt es der Verfasserin sehr gut, die Re-Inszenierung über verbale und nonverbale Ressourcen zu erschließen und zu interpretieren.

Marie-Louise Bukop und *Dagmar Hüpper* gehen in ihrem Beitrag *Geschlechterkonstruktionen im deutschsprachigen Porno-Rap* an sechs Porno-Rap-Texten des Rappers King Kool Savas und der Rapperin Lady Bitch Ray der Frage nach, ob und wie "die ursprünglich und wesensmäßig männlich dominierte Sprachpraxis (des Porno-Raps) von Lady Bitch Ray adaptiert und in einen geschlechtsklassenübergreifenden kommunikativen Haushalt überführt wird" (163). Dabei sind sich die Autorinnen der Tatsache bewusst, dass die Gattung Porno-Rap seit einigen Jahren für die Bundesprüfstelle für jugendliche Medien auffällig ist, andererseits die Sprache der Rapper zum kommunikativen Haushalt jugendlichen Sprechens in Peer-Groups gehört bzw. in diesen eingehen kann. Der Gegenstand ist für den Sammelband deshalb relevant, weil in den Porno-Raps Gender als Meisterkategorie fungiert und das Sexualverhalten als Teil des sozialen Geschlechts jeweils aus männlicher und weiblicher Perspektive dargestellt und kommentiert wird. Der Beitrag untersucht den sexuellen Sprachgebrauch in den Texten im Rahmen der Gattungsvorgaben für den Porno-Rap, der überaus stark durch Vulgär- und Umgangssprache in der Benennung sexueller Praktiken, der beteiligten Personen sowie der weiblichen und männlichen Genitalien charakterisiert ist. In der weiteren Analyse, die jedoch insbesondere auf der lexikalischen Ebene verbleibt, widmen sich die Autorinnen dem *Bitch*-Konzept als einem ambivalenten Weiblichkeitskonzept. Es wird herausgearbeitet, dass die Texte von Lady Bitch Ray ein positiv evaluiertes Konzept der *Bitch* transportieren. Zu überprüfen bleibt, ob mit einem erweiterten Analyseinstrumentarium (pragmatische Stilanalyse, Isotopieketten) eruiert werden könnte, dass weibliche Macht sich aus der Umkehrung von geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen legitimiert sowie der im Porno-Rap übersteigerte Männlichkeitskult ins Lächerliche gezogen wird, den Texten Lady Bitch Rays also auch ironische Züge innewohnen.

Der Duden als Medium für die Verankerung und Konventionalisierung von Bezeichnungen für Frauen wird in den Beiträgen von *Birgit Eickhoff* (Werkstattbericht I aus der Dudenredaktion) und *Kathrin Kunkel-Razum* (Werkstattbericht II aus der Dudenredaktion) in den Blick genommen. Birgit Eickhoff zeichnet die Position der Dudenredaktion zum Thema Gleichstellung von Frauen und Männern in der Sprache nach, und welche Position die Dudenredaktion dazu eingenommen hat. Weiterhin wird der Frage nachgegangen, wie die sich entwickelnde Position zur Gleichstellung der Geschlechter in den verschiedenen Duden-Wörterbüchern Eingang gefunden hat. Eindrucksvoll wird der Umgang mit Forderungen der feministischen Sprachkritik sowie mit politisch motivierten Forderungen (z.B. zum Binnen-I), die an die Duden-Redaktion herangetragen wurden, nachgezeichnet. Die Verfasserin betont die sich entwickelnde pragmatische Haltung der Dudenredaktion, die durch Vermittlung zwischen den Anforderungen an einen ge-

schlechtergerechten Sprachgebrauch und dem orthografischen Regelwerk charakterisiert ist. Am Beispiel des Binnen-I wird verdeutlicht, wie im Dudenband 1 (Rechtschreibduden) sich in den Auflagen seit 1991 ein redaktioneller Wandel von der Normativität zur Deskriptivität abzeichnet. So wird in der 25. Auflage des Rechtschreib-Dudens darauf verwiesen, dass das Binnen-I nicht den allgemeinen Rechtschreibregeln entspricht. Es erfolgt der Verweis auf alternative Formen, die im Duden lemmatisiert erscheinen. Auf dieser Grundlage kann letztlich die Entscheidung für den entsprechenden Sprachgebrauch den reflektierenden Sprachbenutzern überlassen werden. Im Weiteren wird der Eingang von Movierungen in den Duden diskutiert und völlig zu Recht der Kritik entgegengetreten, dass lediglich belegte Formen aufzunehmen seien. Der Beitrag schließt mit einer Darstellung der Gleichstellungsbemühungen im Wissensnetz deutsche Sprache ab.

Die Arbeit an der 3. Auflage des Bedeutungswörterbuchs (2002), so Kathrin Kunkel-Razum, sah sich der Umsetzung der Leitlinien der Political Correctness verpflichtet. So galt es zunächst zu allen männlichen Personenbezeichnungen die weiblichen Formen aufzunehmen sowie Veränderungen in der Beispielsubstanz und der Bedeutungsdefinitionen im Sinne der Gleichstellung der Geschlechter vorzunehmen. Weiterhin musste daraufhingewirkt werden, die Zahl der Beispielsätze, in denen Frauen erscheinen, zu erhöhen, Beispiele, die Frauen diskriminieren, zu vermeiden sowie ein ausgewogenes Verhältnis von Frauen und Männern in ihren sozialen Rollen darzustellen. Für die Dudengrammatik (Dudenband 4, 2005) verständigte sich die Redaktion mit den Autorinnen und Autoren auf die generische Maskulinform und gelegentliche Paarformen zur Vermeidung von Missverständnissen. Nicht unberechtigt verweist die Verfasserin abschließend auf die Notwendigkeit die sprachliche Gleichstellung der Geschlechter ob stärkerer ökonomischer Zwänge nicht aus den Augen zu verlieren. Zu ergänzen wäre aus der Sicht der universitären Lehre mit Erstsemestern, dass die sprachliche Gleichstellung der Geschlechter immer wieder neu ins Bewusstsein gerückt und für einen entsprechenden Sprachgebrauch motiviert werden muss.

3. Geschlechter in der Interaktion

Elisa Franz und *Susanne Günthner* fragen in ihrem Beitrag *Zur Konstruktion von Gender beim Speeddating: Zwischen Relevanzrückstufung und Inszenierung* danach, wie Gender situations- und gattungsspezifisch interaktiv konstruiert wird. Dazu werten sie Gesprächsdaten von einer Speeddating-Veranstaltung aus dem Jahr 2008 in Münster (49 Gespräche à fünf Minuten + Pausengespräche) nach sprachanalytischen Methoden mit einem gattungsanalytischen Fokus aus. Nach einem kurzen Abriss zur Gattung "Speeddating" (vgl. S.224), bei der der Gattungsbegriff mit Rekurs auf Ähnlichkeiten zum Bewerbungsgespräch schlüssig hergeleitet wird, erfolgt eine ausführliche Datenbeschreibung. Kern des Aufsatzes ist die empirisch begründete These von einer (Ir)Relevantsetzung von Gender bei den regulären Speeddatinggesprächen, was damit begründet wird, dass bis auf das Lachen keine spezifischen Verhaltensweisen nur dem einen Geschlecht zuzuordnen sind. Vielmehr werde die Gesprächsarbeit von beiden Seiten mit ähnlichen Stilmitteln gleich intensiv erledigt. Aus dem Umstand, dass über die beschriebenen sprachlichen Mittel keine Differenzen hergestellt werden, wird darauf geschlossen, dass das Geschlecht nicht relevant gesetzt wurde; hier wird von einer

Gleichsetzung von Differenz und Geschlecht bzw. Zweigeschlechtlichkeit ausgegangen, die zu reflektieren wäre. Die Verfasserinnen erklären sich die konstatierte Abwesenheit des *doing gender* damit, dass das Geschlecht erstens über institutionalisierte Ressourcen wie die reglementierte Sitzordnung bereits gerahmt ist und zweitens das Finden von Gemeinsamkeiten im funktionalen Fokus steht (vgl. S.232). Diese Interpretation der Befunde erscheint nachvollziehbar. Durch das besondere Datenmaterial (Gespräche + Pausen) ist es den Verfasserinnen möglich, dieselben Personen in unterschiedlichen situativen Settings zu analysieren und damit zu zeigen, dass "Gender-Rituale" primär jenseits institutionalisierter Gesprächskonstellationen relevant werden und sich an konventionalisierten Interaktionsstrategien orientieren, wie mit Rekurs auf die von Goffman (1977) beschriebenen Hofierungsrituale nachgewiesen wird. Kern dieser stereotypen Verhaltensweisen ist es, dass sich die Frau als hilfsbedürftiges Wesen inszeniert und der Mann ihr zu Hilfe eilt (vgl. S.234). Die exemplarischen Analysen sind schlüssig und zeigen, dass *doing gender* bzw. auch *doing doing gender* (als rituelle Überhöhung) eine kollaborative Aufgabe der Interaktanten ist, die sich in komplementärem Rollenverhalten zeigt. Es erscheint hier jedoch etwas fraglich, ob allein diese zwei komplementären Rollen (hilfloses Dummchen und konkurrierende Männer) aus den Daten rekonstruierbar waren und ob Geschlecht nicht auch über andere Rollenmuster kommunizierbar ist. Weitere analysierte Mittel sind Prosodie, spielerisches Konkurrieren unter Männern und Kontextherstellung beim Übergang vom Pausen- zum Speeddating-Gespräch. Die Verfasserinnen kommen zu dem Ergebnis, dass *doing gender* nicht omnipräsent ist, sondern ausgeblendet werden kann. Inwiefern das für die Wahrnehmung in gleicher Weise geht, bleibt zu erforschen. Gleichwohl ist die Unterscheidung in Stufen der Relevantsetzung vom *undoing gender* bis zum *doing doing gender* eine geeignete differenzierte Zugriffsweise, um Genderinszenierungen zu kategorisieren. Ein besonderer Verdienst des Beitrages ist der konkrete Nachweis der Kontextsensitivität der Genderinszenierungen: Die Verfasserinnen zeigen klar und nachvollziehbar die Relevanz der Situation und darin die der Gattungen, wenn sie betonen, dass in den weniger stark reglementierten Pausen das Geschlecht weitaus stärker inszeniert wurde als in den Fragerunden, wo die Zweigeschlechtlichkeit durch andere institutionelle Artefakte bereits etabliert wurde. "Konstruktionen von Gender weisen somit eine kontextuelle Flexibilität und Dynamik auf" (244). Sie betonen, dass die Orientierung an "sedimentierten Gender-Mustern (wie Hofierungsritualen)" (245) erfolgt.

Der Beitrag '*Indexing gender' unter weiblichen Jugendlichen in privaten Telefongesprächen* von Helga Kotthoff öffnet den *indexing gender*-Ansatz für linguistische Analysen. Ausgehend von einer Differenz zwischen *indexing* und *doing gender*, fragt der Beitrag, wann und wie *gender* relevant gesetzt wird. Kotthoff orientiert sich am Ansatz der Indexikalisierung, des *indexing* (McElhinny 2003), der, so Kotthoff, "auch nicht-exklusive und indirekte Beziehungen zwischen stilistischen Merkmalen, Sprechaktivitäten und sozialen Kategorien [...] erfassen kann" (251) und auf ein indirektes Vermitteln der Kategorie Geschlecht und graduelle Abstufungen dieser Vermittlung abzielt. Damit geht sie über den traditionellen *doing gender*-Ansatz hinaus, den sie im zweiten Abschnitt ihres Beitrages klar konturiert und kritisch, z.B. als subjektivistisch, würdigt, bevor sie auf die indirekte Vermittlung von Gender theoretisch fundiert und zugleich anschaulich eingeht (vgl. S.257ff.). Kern des *indexing gender* sei es, so die Autorin, dass die

interpretative Rekonstruktion von Gender-Bezügen nur innerhalb einer "community of practice" möglich sei, in der Erwartungshaltungen und Assoziationen historisch entstanden sind. Der Ansatz wird durch die Analyse von 10 privaten Telefongesprächen 13- bis 16-jähriger Mädchen aus dem Projekt "Freundschafts- und Verliebtheitsdiskurse unter Jugendlichen" exemplifiziert. Gender wird dabei insbesondere in der Kommunikation über den "Paarbildungssektor" inszeniert: "Die Mädchen entwickeln Verfahren der gegenseitigen Beteiligung am romantischen Agieren, die Gender indexikalieren" (261). Anhand der Interpretation von 10 Transkriptausschnitten weist Kotthoff schlüssig nach, dass sich die Mädchen durch Themenauswahl bezüglich heteroromantischer Aktivitäten (wer mit wem?), informelle sprachliche Register sowie Sequenzbesonderheiten als romantisch engagiert inszenieren und die Selbstentwürfe durchgängig "genderisiert" sind (281). Der Beitrag zeigt, dass das Geschlecht nur eine neben anderen (Rollen-)erwartungen ist und neben expliziten Relevantsetzungen vielmehr multiple semiotische Ressourcen zur Genderisierung genutzt werden. Der Fokus auf Mädchen eröffnet gleichwohl nur eine reduzierte Perspektive auf Geschlecht.

Janet Spreckels untersucht in dem Artikel '*wenn das 'n Mädchen gemacht hätt!*' – *Geschlechtsidentitäten zwischen Medien und Alltag* die interaktive Aushandlung von Geschlechtsidentität in einer Gruppe befreundeter jugendlicher Mädchen und fokussiert medial bedingte Geschlechterbilder, die – so die Verfasserin – "bei der Identitätskonstitution Jugendlicher eine sehr zentrale Rolle spielen" (288). Anhand von Gesprächsdaten aus teilnehmenden Beobachtungen einer Mädchengruppe rekonstruiert sie mit einem ethnographisch-gesprächsanalytischen Zugriff insbesondere die Aushandlung von divergierenden und konfligierenden Rollen-erwartungen. Einleitend setzt sich Spreckels kritisch mit dem *doing gender*-Ansatz auseinander, plädiert mit Bezug auf Ayaß (2008) überzeugend für eine sensible Reflexivität und bindet die Geschlechterdarstellung an diskursive Identitäts-gestaltungen insbesondere unter der postmodernen Perspektive der Wählbarkeit. Insgesamt interpretiert die Verfasserin drei Transkriptausschnitte und ergänzt ihre Befunde mit Ergebnissen ethnographischer Studien zur Kleidung. Die Interpretationen sind nachvollziehbar, wenngleich partiell die Zuordnung von gezeigten Verhaltensweisen, wie z.B. die Anti-Schulorientierung, zu geschlechtlich konnotierten Verhaltensweisen noch tiefgründiger zu erklären gewesen wären. Gleichwohl kommt sie zu dem nachvollziehbaren Schluss, dass die beobachteten Mädchen sich im weiblichen Geschlecht "gefangen" fühlen und die Wahlmöglichkeiten realiter nicht so vielfältig seien wie in der Theorie häufig dargestellt (vgl. S.311). Der Beitrag endet mit einem emphatischen Appell für die Gleichberechtigung beider Geschlechter.

Innerhalb dieses gesamten dritten Kapitels zeigt sich ein deutliches Übergewicht an Untersuchungen von Frauen und Mädchen, was die Perspektive verzerrt. Interaktive Inszenierungen von Männlichkeit werden nur am Rande erwähnt. Durch diese einseitige Fokussierung erzeugt der Band einen Bias, der das männliche Geschlecht und seine Konstruktionsweisen – implizit – als nicht beschreibungsbedürftig und damit als Normalität rahmt.

4. Zum Zusammenspiel von Sprachsystem und Sprachgebrauch

Im Zentrum des Beitrags *Von Elisabeth zu Lilly, von Klaus zu Nico: Zur Androgynisierung und Infantilisierung der Rufnamen von 1945 bis 2008* von Damaris Nübling steht die Kodierung von Männlichkeit und Weiblichkeit in Rufnamen des Deutschen. Die Verfasserin prüft die These von Androgynisierungs- sowie Infantilisierungsprozessen als Teil kultureller Modernisierungsprozesse basierend auf der soziologischen Position von Gerhard (2003) und linguistischen Analysen von Oelkers (2003). Sie prüft die These, indem sie die häufigsten deutschen Rufnamen von 1945-2008 nach einem Wandel auf prosodisch-phonologischer Ebene dergestalt untersucht, "dass Strukturen, die bislang dominant für das eine Geschlecht galten, zunehmend auch für das andere Geschlecht gewählt werden bzw. geschlechtspräferente Strukturen nivelliert oder gar abgebaut werden" (320). Ausgehend von der juristischen Vorgabe der Geschlechtsoffenkundigkeit der Vornamen sucht die Verfasserin nach einer Präzisierung dieser Geschlechtskennzeichnung und entwickelt hierfür einen vielversprechenden methodischen Ansatz. Die Verfasserin bearbeitet die sechs Kategorien (1) Sonorität, (2) Anzahl un- bzw. nebenbetonter Vokale, (3) Konsonantencluster, (4) Hiats, (5) Silbenzahl und (6) Akzentstruktur, die sie plausibel herleitet, und erläutert die Ergebnisse detailreich und mit anschaulichen Visualisierungen. Im Ergebnis kann sie den Androgynisierungsprozess nachweisen, denn die Namen seien sich auf prosodisch-phonologischer Ebene so ähnlich wie noch nie (vgl. S.352). Die kaum vorhandene Differenz wird damit funktional als nicht mögliche Unterscheidbarkeit in geschlechtlicher Perspektive interpretiert. Inwiefern auch anderer Faktoren wie Alter, regionale Herkunft oder Nationalität als enkodierte bzw. rezipierte Variablen denkbar sind, wird nicht thematisiert. Problematisch erscheint, dass die Differenz rein binär verstanden wird und die Namen schon vorab den Kategorien Frauen- bzw. Männernamen zugeordnet werden, was eine nur partiell freie Analyse ermöglicht, da die Differenz immer schon – quasi präanalytisch – vorhanden ist. Dass das Jahr 1945 als implizites tertium comparationis fungiert, indem ein Wandel in diesem Zeitraum beschrieben wird, hätte ebenfalls reflektiert werden können. Insgesamt zeigt sich hier aber ein interessanter Ansatz, der das Potenzial traditioneller linguistischer Kategorien für die Genderlinguistik aufzeigt und an aktuelle Studien zur Wahrnehmungslinguistik (vgl. exemplarisch Purschke 2011) anknüpfbar ist.

Ausgangspunkt des Aufsatzes *"Ich als Linguist" – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums* von Juliane Schröter, Angelika Linke und Noah Bubenhofer ist der Eindruck einer unterschiedlichen Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums in Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz, womit Fragen des Sprachbewusstseins fokussiert werden. Konkret gehen die AutorInnen in ihrer quantitativen Studie den Fragen nach, (1) ob das generische Maskulinum in der Deutschschweiz weniger akzeptiert wird als in Deutschland, (2) ob Altersunterschiede sich auf die Akzeptanz auswirken und (3) von welchen weiteren Variablen die Verwendung des generischen Maskulinums abhängt (vgl. 360). An ihrer Fragebogenerhebung zur Bewertung und Verwendung des generischen Maskulinums in Deutschland und der Schweiz nahmen 378 Personen teil, die relativ gleichmäßig auf beide Länder verteilt waren. Allerdings stehen bildungsnahe Schichten im Fokus, da nur knapp 10 Personen, d.h. gerade mal 2,6%, ohne Abitur oder Hochschulabschluss waren,

was die Aussagekraft der Ergebnisse einschränkt. Die Daten wurden statistisch hinsichtlich nachweisbarer Signifikanzen ausgewertet. Der Beitrag präsentiert die Ergebnisse zur Akzeptabilität hinsichtlich (1) der Landeszugehörigkeit, (2) des Alters, (3) des Geschlechts der Befragten, (4) der Beurteilungsdimension, wie z.B. vollkommen bzw. gar nicht akzeptabel, (5) des Referenzobjektes und (6) der Bedeutung der Personenbezeichnung sowie zu Verwendungsweisen und zur Beurteilung der gesellschaftlichen Relevanz. Die Daten werden gut dargestellt und nachvollziehbar interpretiert, wenngleich die Grafiken partiell schwer lesbar sind. Allerdings wird die Transparenz der Methodik dadurch geschmälert, dass weder der gesamte Fragebogen einsichtig ist noch zu den Ergebnissen die konkreten Fragen bzw. Items auf dem Fragebogen genannt werden. Inwiefern also spezifische Frageformulierungen als Triggereffekt die Daten beeinflussten, lässt sich so letztlich kaum beurteilen. Die Ergebnisse zeigen in der Tat eine höhere Akzeptanz des generischen Maskulinums in Deutschland, wobei das Alter der Befragten als zusätzliche Variable relevant ist. Dass die Jüngeren das Maskulinum eher akzeptieren als die Älteren, erörtern die AutorInnen sehr reflektiert. Interessante Überlegungen liefert der Beitrag insbesondere zu einem "repräsentationistischen Sprachverständnis", wonach die Verwendung des Maskulinums auch von prototypischen Vorstellungen zur faktischen Verteilung in ausgewählten Berufsgruppen abhängt, z.B. *der* Physiker, aber *die* Studentin (vgl. S.375f.). Das ist auch in anderen Studien belegt worden (vgl. Petterson 2011). Insgesamt zeichnet sich der Beitrag durch eine vorsichtige und reflektierte Ergebnisformulierung aus, die interessante Interpretationen anbietet und auf ein komplexes Variablengefüge hinweist, das die Akzeptabilität und Verwendung einer grammatischen Form prägt. Der Beitrag zeigt, dass sich die Forschung zu plurizentrischen Sprachen wie dem Deutschen auch auf die attitudinale Ebene ausweiten kann und sollte.

Klaus Michael Köpcke und *David Zubin* beleuchten in ihrem Artikel *Mythopoeia und Genus* den Zusammenhang zwischen natürlichem Geschlecht (*sexus*) und Genuszuweisung bei Personifizierungen und präsentieren damit einen Beitrag zu kognitiven Aspekten genusmarkierender Sprachen. Theoretische Grundlage ihres Beitrags sind experimentell erhobene Aussagen zu einer Genus-Sexu-Konsonanz von Boroditsky et al. (2003), die der radikalen Whorfischen Position entspricht, "dass die Konzeptualisierung alltäglicher Objekte durch das Genus des referierenden Nomens stets beeinflusst wird" (386). Das Korpus des Beitrags ist sehr heterogen und setzt sich aus kulturellen Artefakten auch visueller Art zusammen, wobei die konkrete Auswahl nicht explizit begründet wird. Das Korpus erscheint deshalb inkohärent und arbiträr in seinem Aufbau, was letztlich auch die Güte der gewonnenen Ergebnisse tangiert. Gleichwohl gelingt den Beiträgern durch den Vergleich mit anderen Sprachen, z.B. durch die Analyse einer italienischen Übersetzung eines Heine-Gedichtes (391), der Nachweis einer versuchten Aufrechterhaltung der Sexu-Genus-Konsonanz. Die Bezugnahme auf Visualisierungen insbesondere in Werbespots bietet einen geeigneten Zugang zur Analyse des mentalen Lexikons. Auf der Basis der Untersuchung von Personifizierungen in der Kunst, Popkultur und Werbung kommen die Autoren zu dem Schluss, dass die Genus-Sexu-Korrespondenz in der deutschen Kultur weit verbreitet wenngleich partiell kontextsensitiv ist. Gleichwohl konstatieren sie nachvollziehbar und belegt durch anschauliche Visualisierungen, dass die von Boroditsky et al. (2003) nahegelegte These einer unvermeidbaren geschlechtlich kodierten Personifizie-

rung der unbelebten Welt nicht uneingeschränkt zutreffend ist (vgl. S.407). Die im Beitrag eingeschlagene Analyserichtung, grammatische Strukturen mit unterschiedlichen semiotischen Ressourcen zu korrelieren, erscheint unmittelbar einleuchtend, wenngleich auch für ein Korpus aus kulturellen Artefakten Kriterien der Korpuskompilierung transparent zu machen wären.

In dem Beitrag *Sprachliche Lösungsmöglichkeiten der Genderproblematik im Japanischen und Deutschen* vergleicht Saburo Okamura die Geschlechtsmarkierungen bei Personen- und Berufsbezeichnungen in der genuslosen japanischen und in der genusmarkierenden deutschen Sprache. Von dem grammatischen Befund ausgehend, dass für die Genderisierung der prinzipiell geschlechtsneutralen Personenbezeichnungen im Japanischen Komposita notwendig seien, analysiert er die Bezeichnungen für *German*, *teacher* und *doctor* in der *Asahi-Zeitung*, einer der drei größten Zeitschriften Japans, über einen Zeitraum von 24 Jahren. Die Daten zeigen, dass die geschlechtliche Markierung eine Seltenheit darstellt und z.B. in Bezug auf weibliche Ärzte sogar als Form der expliziten Diskriminierung auffassbar war. Dass auch heute neben der geschlechtsneutralen und damit unmarkierten Form der Alltagssprachlichen Bezeichnung für männliche und weibliche Ärzte nur für Ärztinnen außerdem auch eine geschlechtlich eindeutig markierte Form verwendet wird – was unter sprachkritischer Perspektive zumindest diskriminierungsverdächtig wäre –, begründet Okamura relativ lapidar damit, dass für männliche Ärzte "ein passender Ausdruck einfach fehlt" bzw. der existierende Ausdruck als veraltet und deshalb nicht verwendbar gilt (420). Insgesamt kommt Okamura zu dem Schluss, dass es auch im genuslosen Japanischen Genderprobleme gibt, was er – in der Perspektive der feministischen Sprachkritik – in ein kausales und konditionelles Wechselspiel einbindet. Der Artikel endet – wie auch schon Spreckels Beitrag – mit einem Appell für eine geschlechtergerechte Aufklärung und einer Kritik am generischen Maskulinum. Im Deutschen wie auch im Japanischen besitzen die generischen Bezeichnungen einen semantischen Mehrwert, so Okamura schlüssig.

Die Beiträge dieses vierten Kapitels belegen den enormen Stellenwert systemlinguistisch orientierter Studien, die grammatische und phonologisch-prosodische Phänomene mit Genderfragen korrelieren. Die diskursive Verfasstheit unseres Wissens – auch insbesondere zur Zweigeschlechtlichkeit – wird in den Beiträgen klar umrissen.

Der Band vereinigt eine enorme Breite an Zugriffsmöglichkeiten, was in einer heterogenen Struktur resultiert. Dieses Charakteristikum ist Segen und Fluch zugleich. Es ist insofern begrüßenswert, als dass der Band damit einerseits die derzeitige Forschungsvielfalt darzustellen vermag. Andererseits erzeugen die Aufsätze über das Thema *Gender* hinaus wenig Kohärenz. Damit fehlt zu den Positionen und Ansätzen auch ein mögliches Korrektiv, was mehr themenzentrierte Sammelbände auszeichnet.

Innerhalb der genderlinguistischen Forschung dürfte der vorliegende Band als einschlägig gelten bzw. sollte – nach unserem Dafürhalten – diesen Status erlangen. Gleichwohl wäre eine Ausweitung der Perspektiven auf Trans- oder Intersexualität sowie homo- statt nur heterosexuelle Begehren eine Bereicherung für den Band gewesen. Allein der Überblicksartikel von Motschenbacher zur Queeren Linguistik zeigt Perspektiven, die in den Literatur- und Kulturwissenschaften in-

tensiv verhandelt werden und die eine Gleichsetzung von binärer Differenz und Zweigeschlechtlichkeit, wie sie manchen Artikeln implizit zugrundelag, in ein Kontinuum von Differenzen ausweiten würden.

Stilistisch und textstrukturell sind die Beiträge durchweg hervorragend: Sie gleichen sich in einem kohärenter Aufbau aus einer klar konturierten Zielorientierung, einer theoretischen Fundierungen, methodischer Transparenz und präzisen Ergebnispräsentationen. Dies erzeugt eine hohe Leser- und Leserinnenfreundlichkeit. Die sprachkritische Sensibilität zeigt sich in einem verschwindend geringen Einsatz des generischen Maskulinums.

Ein wichtiges Werk zur richtigen Zeit, das viele interessierte Leserinnen und Leser verdient.

Literatur

- Ayaß, Ruth (2008): Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Boroditsky, Lera et al. (2003): Sex, syntax, and semantics. In: Gentner, Dedre / Goldin-Meadow, Susan (Hgg.), Language in mind: advances in the study of language and thought. Cambridge: MIT Press, 61-80.
- McElhinny, Bonnie (2003): Theorizing Gender in Sociolinguistics and Linguistic Anthropology. In: Holmes, Janet / Meyerhoff, Miriam (Hgg.), The Handbook of Language and Gender. Oxford: Blackwell, 21-42.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Gerhards, Jürgen (2003): Die Moderne und ihre Vornamen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Goffman, Erving (1977): The arrangement between the sexes. In: Theory and Society 4, 301-331.
- Oelkers, Susanne (2003): Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Petterson, Magnus (2011): Geschlechtsübergreifende Personenbezeichnungen: Eine Referenz- und Relevanzanalyse an Texten. Tübingen: Narr.
- Purschke, Christoph (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Dr. Birte Arendt & Prof. Dr. Christina Gansel
Ernst-Moritz-Arndt Universität
Institut für Deutsche Philologie
Germanistische Sprachwissenschaft
Rubenowstr. 3
17487 Greifswald

arendt@uni-greifswald.de
gansel@uni-greifswald.de

Veröffentlicht am 19.3.2014

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.